

Sonderdruck aus:

Nicht im Handel

Perspektiven der Analytischen Philosophie
Perspectives in Analytical Philosophy

Band 23

Rationalität, Realismus, Revision

Vorträge des 3. internationalen Kongresses der
Gesellschaft für Analytische Philosophie
vom 15. bis zum 18. September 1997
in München

Herausgegeben von
Julian Nida-Rümelin

Rationality, Realism, Revision

Proceedings of the 3rd international congress
of the Society for Analytical Philosophy
September 15–18, 1997
in Munich

Edited by
Julian Nida-Rümelin



Walter de Gruyter · Berlin · New York

1999

Ein kurzes Argument gegen repräsentationale Theorien des Geistes

MARCUS WILLASCHEK

I

Im folgenden möchte ich ein kurzes Argument gegen eine verbreitete Auffassung in der Philosophie des Geistes skizzieren, die als *Representational Theory of Mind* oder kurz RTM bekannt ist.¹ Die RTM, so wie ich diese Bezeichnung verwenden möchte, ist eine Theorie über den intentionalen Gehalt mentaler Zustände. Daß eine Person sich intentional auf einen Gegenstand bezieht, bedeutet der RTM zufolge im einfachsten Fall (nämlich dem Fall, daß der Gegenstand auch tatsächlich existiert), daß eine dreistellige Relation zwischen folgenden Relata besteht: einer *Person*, einer mentalen *Repräsentation* und einem repräsentierten *Gegenstand*.

Man kann demnach den *intentionalen Gehalt* mentaler Zustände als eine Form von *repräsentationalem Gehalt* verstehen. Was unter intentionalem bzw. repräsentationalem Gehalt zu verstehen ist, möchte ich hier nur kurz an Beispielen erläutern: Verehrt Platon den Sokrates, dann bezieht sich sein Gefühl auf *Sokrates* – es hat einen *singulären intentionalen Gehalt*. Glaubt Platon außerdem, Sokrates sei weise, dann hat sein Glaubenszustand einen *propositionalen intentionalen Gehalt*, nämlich den, daß *Sokrates weise ist*. – Als Beispiele für *Repräsentationen* können graphische Darstellungen und sogenannte „natürliche Zeichen“ dienen: Portraits etwa haben einen repräsentationalen Gehalt, weil sie eine Person darstellen; aber auch Rauch hat repräsentationalen Gehalt, weil er auf ein Feuer hinweist. Natürlich muß eine Repräsentation sich nicht unbedingt auf „wirkliche“ Dinge und Zustände beziehen. So haben Picassos „Don Quixote“-Illustrationen zwar einen repräsentationalen Gehalt, aber sie repräsentieren keine wirkliche Person.

Die RTM besagt nun, daß es sich bei allen *intentionalen Gehalten* um Fälle von *repräsentationalem Gehalt* handelt. Man kann demnach die Intentionalität mentaler Zustände mit Hilfe des Begriffs der mentalen Repräsentation erklären: Verehrt Platon den Sokrates, dann umfaßt sein mentaler Zustand der RTM zufolge ein mentales Objekt, das Sokrates repräsentiert. Glaubt Platon, Sokrates sei weise, so gehört zu seinem mentalen Zustand eine Repräsentation mit dem Gehalt, daß Sokrates weise ist.

¹ Der bekannteste gegenwärtige Vertreter dieser Position ist Jerry Fodor (vgl. Fodor 1987, 1990a). Hilfreiche Überblicke über die zum Teil sehr unterschiedlichen Spielarten der RTM geben Cummins 1989, Sterelny 1990, Stich/Warfield 1994 und Schuhmacher 1997.

II

Damit komme ich zum angekündigten kurzen Argument gegen die RTM. Es besteht in einem Schluß aus zwei Prämissen, aus denen folgt, daß es mentale Zustände gibt, deren *intentionaler Gehalt* sich nicht als ein Fall von *repräsentationalem Gehalt* verstehen läßt. Bei diesen Zuständen handelt es sich vor allem um Wahrnehmungen (z.B. einen Baum zu sehen) und affektive Zustände (z.B. jemanden zu lieben). Ich werde mich im folgenden auf den Fall der Wahrnehmung beschränken.

Die *erste Prämisse* besagt, daß der intentionale *Gehalt* von Wahrnehmungszuständen (im Gegensatz etwa zu dem von Wünschen, Phantasiezuständen oder Überzeugungen) begrifflich von der *Existenz* des Gegenstandes abhängt, auf den sich der Zustand bezieht: Obwohl man sich nach etwas sehnen oder an die Existenz von etwas glauben kann, das nicht existiert, kann man nicht (wirklich) sehen oder hören, was nicht da ist. Dieser begriffliche Zusammenhang hat zur Folge, daß man von der Feststellung, daß jemand einen bestimmten Gegenstand wahrnimmt, darauf schließen kann, daß der wahrgenommene Gegenstand existiert.² Bestätigt wird diese These unter anderem durch die alltägliche Verwendung von Wahrnehmungsverben wie „sehen“, „hören“ usw., die normalerweise als sogenannte „faktive“ oder „Erfolgsverben“ gebraucht werden. Zwar gibt es auch eine Verwendungsweise, nach der man selbst dann zu Recht sagen kann, daß man „Sternchen“ oder „weiße Mäuse“ sieht, wenn weder Sterne noch Mäuse vorhanden sind. In den meisten Fällen ist es aber schlicht *widersprüchlich*, zu sagen, daß man etwas sieht, das gar nicht existiert oder nicht sichtbar ist. (So kann man, wenn man in München ist, zum Beispiel nicht konsistenterweise behaupten: „Peter ist zwar nicht München, aber ich habe ihn gerade auf der Straße gesehen.“)

Repräsentationale Gehalte dagegen sind in diesem Sinn unabhängig von der Existenz des repräsentierten Objekts: Wie das Beispiel der „Don-Quixote“-Illustrationen zeigt, folgt aus dem Vorhandensein einer Repräsentation nicht, daß es etwas gibt, das von ihr repräsentiert wird. Die beiden Prämissen sind also: (1) Es gibt mentale Zustände (z.B. Wahrnehmungen), deren intentionaler Gehalt unter anderem von der Existenz desjenigen Gegenstandes abhängt, auf den sie sich intentional beziehen. (2) Der Gehalt einer Repräsentation hängt *nicht* von der Existenz desjenigen Gegenstandes ab, auf den sie sich intentional bezieht. – Daraus folgt zunächst,

² Ich möchte damit offenlassen, ob diese Abhängigkeit darauf beruht, daß der Wahrnehmungsbegriff einen kausalen Zusammenhang zwischen Gegenstand und Wahrnehmung unterstellt (vgl. dazu Grice 1961). Außerdem ist damit keinesfalls ausgeschlossen, daß der intentionale Gehalt der Wahrnehmung von weiteren Faktoren abhängt (insbesondere vom Begriffsapparat des Wahrnehmungssubjekts).

³ Damit es sich tatsächlich um einen gültigen Schluß handelt, muß die zweite Prämisse als Allsatz verstanden werden: Keine Repräsentation garantiert die Existenz des repräsentierten Gegenstandes. Die Form des Schlusses ist dann:

(P1) $\exists x (Fx \rightarrow Gx)$; (P2) $\forall x (Gx \rightarrow \neg Hx)$; also (C) $\exists x (Fx \rightarrow \neg Hx)$

wobei „F“ für „hat einen intentionalen Gehalt“ steht, „G“ für „hat einen intentionalen Gehalt, der von der Existenz des Gegenstandes abhängt, auf den intentional Bezug genommen wird“ und „H“ für „hat einen intentionalen Gehalt, der sich (vollständig) als repräsentationaler Gehalt explizieren läßt“.

daß es mentale Zustände gibt, deren intentionaler Gehalt kein Fall von repräsentationalem Gehalt ist. Und daraus wiederum ergibt sich unmittelbar, daß die RTM als umfassende Theorie über den intentionalen Gehalt mentaler Zustände scheitert.³

Dem Anhänger der RTM bleibt also nur, eine oder beide der Prämissen zu bestreiten. Mit den naheliegendsten Einwänden dieser Art werde ich mich in den beiden folgenden Abschnitten auseinandersetzen.

III

Zunächst zur ersten Prämisse. Ein Vertreter der RTM könnte folgendes erwidern: Es stimmt zwar, daß man nicht sehen kann, was nicht existiert. Aber das ist lediglich eine Konsequenz der „faktiven“ Verwendung von Wahrnehmungsverben, aus der sich keine unmittelbaren Rückschlüsse auf den *intentionalen Gehalt* von Wahrnehmungszuständen ergeben. Tatsächlich ist dieser Gehalt von der Existenz wahrgenommener Gegenstände ganz unabhängig. Das zeigt sich vor allem im Fall von Wahrnehmungsirrtümern, die schließlich denselben intentionalen Gehalt haben können wie eine veridische (d.h. wahrheitsgemäße) Wahrnehmung.

Doch dieser Einwand setzt voraus, was in Frage steht. Daß veridische Wahrnehmungen und Wahrnehmungsirrtümer denselben intentionalen Gehalt haben können, wird ja mit der ersten Prämisse gerade bestritten. Ein überzeugender Einwand gegen diese Prämisse muß also ein Argument dafür anführen, daß Wahrnehmung und Irrtum tatsächlich denselben Gehalt haben können. Ich möchte drei solcher Argumente betrachten.

Ein *erstes Argument* könnte sich auf die Tatsache berufen, daß der intentionale Gehalt von Wahrnehmungen und Wahrnehmungsirrtümern sprachlich oft auf dieselbe Weise zum Ausdruck kommt. Ob jemand sieht, *daß es regnet*, oder irrtümlich zu sehen glaubt, *daß es regnet* – in beiden Fällen wird der Gehalt sprachlich auf dieselbe Weise zugeschrieben. – Doch von der Gleichheit des sprachlichen Ausdrucks allein kann man nicht unmittelbar auf die Gleichheit des intentionalen Gehalts schließen: Da man ausschließlich *gegenwärtige* Dinge und Ereignisse wahrnimmt, ist der mit „daß es regnet“ zugeschriebene Gehalt zu unterschiedlichen Zeitpunkten jeweils ein anderer – trotz Gleichheit des sprachlichen Ausdrucks. Die Bedeutung von Wahrnehmungszuschreibungen könnte durchaus auch in anderer, nicht nur temporaler Hinsicht kontextabhängig sein.

Um zu zeigen, daß dennoch in beiden Fällen derselbe Gehalt zugeschrieben wird, könnte der Verteidiger der RTM mit einem *zweiten Argument* darauf verweisen, daß eine Korrektur fehlerhafter Wahrnehmungszuschreibungen den Wahrnehmungsinhalt häufig unangetastet läßt: „Ich sehe, *daß es regnet*“ wird so zu „Ich glaubte zu sehen, *daß es regnet*“. Allgemeiner gesagt kann man an intentionalen mentalen Zuständen zwischen ihrem intentionalen *Gehalt* (hier „daß es regnet“) und dem mentalem *Modus*, in dem der Gehalt vorliegt, unterscheiden (also z.B. dem Modus des Glaubens, Wünschens und den verschiedenen Modi der Wahrnehmung wie Sehen, Hören etc.). Im Fall von Wahrnehmungsirrtümern wird häufig nur der Modus korrigiert, nicht aber der Gehalt. Es scheint daher der *Modus* von Wahrnehmungen zu sein, der die Existenz des Wahrgenommenen voraussetzt und in der faktiven Verwendung von Wahrnehmungsverben zum Ausdruck kommt. Der

intentionale *Gehalt* könnte demnach bei Wahrnehmungen und Irrtümern durchaus derselbe sein.

Dieses Argument muß allerdings voraussetzen, daß Ausdrücke wie „wahrzunehmen glauben“ einen eigenständigen Modus neben den Modi des Wahrnehmens bezeichnen. (Nur dann kann man sagen, daß derselbe Gehalt sowohl im einen als auch im anderen Modus vorliegen kann.) Das aber ist (zumindest für gewöhnliche Fälle von Wahrnehmungsirrtümern, im Gegensatz etwa zu Halluzinationen) extrem unplausibel. Vielmehr scheint es sich bei Sätzen der Form „X glaubte zu sehen, daß ..., aber in Wirklichkeit...“ um *sekundäre* Beschreibungen zu handeln, die nur im Rückblick oder in der dritten Person zu Gebote stehen.

Wie aber ist die mit „glauben“ oder „scheinen“ ausgedrückte Korrektur zu verstehen, wenn nicht als Korrektur des Modus? Eine plausible Alternative besteht darin, sie auf den gesamten mentalen Zustand zu beziehen. In unserem Beispiel besagt sie dann soviel wie: „Es ist *nicht* der Fall, daß jemand sieht, daß es regnet, sondern dies *scheint* nur der Fall zu sein.“ Der Satz „Ich glaubte nur zu sehen, daß es regnet“ schreibt demnach überhaupt keinen Gehalt zu (und damit auch nicht denselben Gehalt wie der Satz der „Ich sehe, daß es regnet“), sondern besagt lediglich, daß jemand *glaubte*, in einem bestimmten mentalen Zustand zu sein (Gehalt: *daß es regnet*; Modus: visuelle Wahrnehmung), tatsächlich aber *nicht* in diesem Zustand war. In welchem mentalen Zustand mit welchem intentionalen Gehalt sich die Person statt dessen befunden hat, bleibt damit einfach offen.⁴

Ein *drittes Argument* könnte in Anlehnung an das klassische „*argument from illusion*“ den Umstand anführen, daß das Wahrnehmungssubjekt selbst zwischen einer Wahrnehmung und einer Täuschung oft nicht unterscheiden kann. Der Grund für diese Schwierigkeit liegt darin, so der Verteidiger der RTM, daß der mentale Zustandstyp (Modus *und* intentionaler Gehalt) in beiden Fällen tatsächlich *derselbe* ist. Eine Wahrnehmung, *daß es regnet*, und eine perzeptuelle Täuschung, *daß es regnet*, wären demnach zwei mentale Zustände desselben Typs. In beiden Fällen liegt derselbe intentionale Gehalt (*daß es regnet*) im selben mentalen Modus vor. Diesen Modus kann man als den *perzeptueller* (d.h. wahrnehmungsartiger) *Erfahrung* bezeichnen. Wahrnehmung und Täuschung unterscheiden sich demnach ausschließlich hinsichtlich der *außermentalen* Wirklichkeit (also darin, ob es regnet oder nicht). Es ist dann tatsächlich nicht verwunderlich, daß das Wahrnehmungssubjekt selbst sie nicht auseinanderhalten kann. – Diese Erklärung *setzt zwar voraus*, daß Wahrnehmungen und Täuschungen über denselben intentionalen Gehalt verfügen können (der sich dann als repräsentationaler Gehalt verstehen ließe). Doch diese Voraussetzung (und mit ihr die RTM) wären gerechtfertigt („Schluß auf die beste Erklärung“), wenn es sich um die einzige plausible Erklärung für die Möglichkeit von Wahrnehmungsirrtümern handeln würde.

⁴ Falls Halluzinationen über einen besonderen intentionalen Modus verfügen sollten, gilt für sie etwas Analoges: Wenn jemand eine Oase halluziniert, muß der Modus nicht unbedingt als der des *visuellen* Halluzinierens beschrieben werden, sondern wir können auch das *Halluzinieren* allein als den Modus verstehen, dessen Gehalt dann darin besteht, daß das Subjekt eine Oase sieht. Auch Halluzinationen haben dann nicht denselben Gehalt wie die entsprechenden Wahrnehmungen.

Tatsächlich lassen sich Wahrnehmungsirrtümer jedoch auch ganz anders und, wie ich glaube, wesentlich besser erklären. Zunächst ist bemerkenswert, daß Wahrnehmung und Täuschung einem vortheoretischen Verständnis zufolge begrifflich nicht gleichgeordnet sind. Die veridische Wahrnehmung ist vielmehr der begrifflich *primäre* Fall, denn er definiert den Standard, von dem Wahrnehmungsirrtümer abweichen. Die RTM dagegen ist gezwungen, Wahrnehmung und Irrtum als zwei Fälle perzeptueller Erfahrung und damit als begrifflich gleichgeordnet zu betrachten. Daß dies unserem Vorverständnis zuwiderläuft, zeigt sich unter anderem daran, daß wir nicht über ein besonderes Vokabular zur Beschreibung von Wahrnehmungstäuschungen verfügen, sondern sie als einen defizienten Fall veridischer Wahrnehmung beschreiben: Den Satz „Mir *scheint*, ich sehe in der Ferne einen runden Turm“ kann nur verstehen, wer auch den Satz versteht „Ich *sehe* in der Ferne einen runden Turm“.⁵

Wir können diesem Aspekt unseres vortheoretischen Verständnisses von Wahrnehmung dadurch gerecht werden, daß wir die von der RTM behaupteten begrifflichen und explanatorischen Abhängigkeiten vom Kopf auf die Füße stellen: Nicht „perzeptuelle Erfahrung“ ist der Grundbegriff, mit dessen Hilfe Wahrnehmungen und Wahrnehmungsirrtümer gleichermaßen erklärt werden, sondern „Wahrnehmung“ und „Wahrnehmungsirrtum“ sind die Grundbegriffe, deren *Disjunktion* den Oberbegriff „perzeptuelle Erfahrung“ definiert. Eine perzeptuelle Erfahrung zu sein dann heißt einfach, *entweder* eine Wahrnehmung *oder* eine Täuschung zu sein. Einen *einheitlichen* Typ mentaler Zustände, der beiden Fällen zugrundeliegt, gibt es danach nicht. Diese Auffassung, die in unterschiedlicher Form u.a. von Paul Snowdon und John McDowell vorgeschlagen wurde, ist als „*disjunktive* Konzeption“ perzeptueller Erfahrung bekannt.⁶

Diese Deutung stimmt mit unseren alltäglichen Erklärungen von Wahrnehmungen und Täuschungen durchaus überein, denn wir beziehen uns in ihnen normalerweise nicht auf einen Typ mentaler Zustände, der beiden Fällen gemeinsam ist: *Veridische* Wahrnehmungen werden, sofern eine Erklärung überhaupt erforderlich ist, im Alltag durch den bloßen Hinweis erklärt, daß die wahrnehmende Person unter Bedingungen, die für den erfolgreichen Einsatz des betreffenden Sinnes hinreichend sind, ihre perzeptuellen Fähigkeiten auf den wahrgenommenen Gegenstand angewandt hat, sie also z.B. bei ausreichender Beleuchtung einen unverdeckten nahegelegenen Gegenstand betrachtet hat. *Nicht-veridische* perzeptuelle Erfahrungen werden dagegen auf ganz andere Weise erklärt, nämlich typischerweise unter Hinweis auf Umstände, die das Zustandekommen einer veridischen Wahrnehmung verhindert haben (z.B. Dunkelheit, Störgeräusche oder Müdigkeit). Beide Arten von Erklärungen lassen sich natürlich ausbauen und vertiefen; sie liefern jedoch keinen Grund für die Annahme, daß es einen mentalen Zustand gibt, der gegenüber der Unterscheidung zwischen Wahrnehmungen und Täuschungen neutral ist.

Im Gegensatz zur RTM erlaubt die disjunktive Konzeption perzeptueller Erfahrung, unsere gewöhnlichen Zuschreibungen und Erklärungen veridischer wie nicht-veridischer perzeptueller Erfahrung beim Wort zu nehmen. Und da unsere alltäglichen Auffassungen einen wichtigen, vielleicht sogar den besten verfügbaren Zugang

⁵ Vgl. Strawson 1979.

⁶ Vgl. dazu Hinton 1973; Snowdon 1981; McDowell 1982; Child 1992.

zum *Gehalt* unserer Wahrnehmungen darstellen, ist die disjunktive Konzeption dem repräsentationalen Erklärungsansatz insofern überlegen. Doch selbst wenn man diese Überlegenheit bestreiten und nur ein argumentatives Patt zugestehen wollte, würde an dieser Stelle der Argumentation bereits die prinzipielle Verfügbarkeit einer alternativen Erklärung für Wahrnehmungsirrtümer ausreichen, um die repräsentationalistische Kritik an der ersten Prämisse des Arguments zu entkräften.

IV

Damit kommen wir zur zweiten Prämisse. Sie besagt, daß der Gehalt einer Repräsentation nicht von der Existenz des repräsentierten Gegenstandes abhängt. Das mag zwar, so ein naheliegender Einwand, für Repräsentationen gelten, bei denen die repräsentationale Beziehung auf *Ähnlichkeit* oder *Isomorphie* beruht. Einer heute weit verbreiteten Auffassung zufolge basieren *mentale* Repräsentationen jedoch auf *kausalen* Zusammenhängen.⁷ Wenn eine Repräsentation aber vom repräsentierten Gegenstand (mit-)verursacht wird, dann scheint sie die Existenz dieses Gegenstandes auf genau jene Weise vorauszusetzen, die für die Analyse von Wahrnehmungszuständen erforderlich ist.

Eine solche Kritik an der zweiten Prämisse des Arguments scheint mir jedoch wenig aussichtsreich zu sein. Um dies deutlich zu machen, möchte ich zunächst zwischen perfekten und nicht-perfekten kausalen Repräsentationsbeziehungen unterscheiden. Eine kausal fundierte Repräsentationsbeziehung zwischen mentalen Zuständen des Typs R und Gegenständen des Typs O ist *perfekt*, wenn O-Gegenstände zu den aktuellen Ursachen eines jeden einzelnen R-Vorkommnisses gehören: Sind keine O-Gegenstände anwesend, gibt es auch keine R-Vorkommnisse. Eine kausale Repräsentationsbeziehung ist dagegen *nicht-perfekt*, wenn sie zuläßt, daß es R-Vorkommnisse gibt, ohne daß O-Gegenstände zu ihren aktuellen Ursachen gehören: Es kann R-Vorkommnisse dann auch bei Abwesenheit von O-Gegenständen geben.⁸

Nun stehen wir vor einem Dilemma. Einerseits soll der kausale Zusammenhang zwischen Repräsentation und repräsentiertem Gegenstand die Konsequenz haben, daß der Gehalt einer Wahrnehmung von der Existenz des wahrgenommenen Gegenstandes abhängt. Das gilt jedoch nur für Fälle *perfekter* Repräsentation. Andererseits soll der Begriff der Repräsentation es auch erlauben, die Möglichkeit von *Wahrnehmungsirrtümern* zu erklären. Dazu darf die Repräsentationsbeziehung aber gerade nicht perfekt sein. Es scheint deshalb, daß beides nicht zugleich zu haben ist. Ich werde versuchen, diesen Punkt an einem einfachen Beispiel zu verdeutlichen.⁹

Es gibt Meeresbakterien, deren Fortbewegungsrichtung kausal von ihrer Stellung zum Magnetfeld der Erde abhängt: Die in der südlichen Hemisphäre beheimat-

⁷ Wie eine kausale Theorie mentaler Repräsentation im Detail auszusehen hat, ob sie durch informations- oder evolutionstheoretische Überlegungen ergänzt werden muß und ob sie überhaupt gelingen kann, ist umstritten. Vgl. etwa Putnam 1988, 1992; Cummins 1989; Fodor 1990a; Stich/Warfield 1994; Dretske 1995.

⁸ Ich rede von „aktuellen Ursachen“, um einen kausalen Zusammenhang auf der Typen-Ebene zuzulassen, auf dem die Repräsentationsbeziehung beruht.

⁹ Vgl. Dretske 1986.

teten Bakterien schwimmen Richtung Südpol, die der nördlichen Hemisphäre Richtung Nordpol. Das hat zur Folge, daß die Bakterien sich normalerweise in die tieferen, ihnen zuträglichen sauerstoffarmen Wasserschichten begeben. Verfrachtet man aber ein nördliches Bakterium in die südliche Hemisphäre, oder erzeugt man in seiner Nähe ein gegenläufig orientiertes Magnetfeld, so schwimmt es in sauerstoffreiches Wasser und stirbt.

Betrachten wir nun die Ausrichtung eines nordpolorientierten Bakteriums als einen repräsentationalen Zustand, so gibt es drei prima facie plausible Möglichkeiten, dessen repräsentationalen Gehalt zu bestimmen. Die Ausrichtung des Bakteriums könnte erstens die Abwesenheit von Sauerstoff bzw. das Vorhandensein sauerstoffarmen Wassers repräsentieren, zweitens den Ort des *geomagnetischen* Nordpols und drittens den Ort, an dem sich der Nordpol des lokal *stärksten* Magnetfeldes befindet, welcher Ort dies auch sei. Keine dieser drei Möglichkeiten ist ganz von der Hand zu weisen und es kommt mir hier nicht darauf an, zwischen ihnen zu entscheiden.

Nehmen wir nun an, die Ausrichtung des Bakteriums repräsentiere die Abwesenheit von Sauerstoff, dann würde sich diese Repräsentation in der südlichen Hemisphäre offenbar als falsch herausstellen. Ebenso, wenn wir den Ort des *geomagnetischen* Nordpols als das betrachten, was das Bakterium repräsentiert: Aus dieser *Repräsentation* würde in einem künstlich erzeugten Magnetfeld eine *Fehlrepräsentation*. Wir hätten es also in beiden Fällen mit *nicht-perfekten* Repräsentationsbeziehungen zu tun, die nicht ausnahmslos ihre tatsächlichen Ursachen repräsentieren. Gerade deshalb jedoch kann der repräsentationale Gehalt hier nicht von der Existenz des repräsentierten Gegenstandes abhängen: Aus der Richtung, in die das Bakterium schwimmt, folgt weder etwas über den Sauerstoffgehalt des Wassers noch über den Ort des geomagnetischen Nordpols.

Um eine *perfekte* Repräsentationsbeziehung würde es sich dagegen dann handeln, wenn der repräsentierte Gegenstand *stets* zu den Ursachen des repräsentationalen Zustandes gehört. Das wäre hier also dann der Fall, wenn wir den Ort, an dem sich der Nordpol des lokal *stärksten* Magnetfeldes befindet, als den repräsentierten Gegenstand betrachten. Diesen Ort repräsentiert das Bakterium selbst dann noch verlässlich, wenn wir in seiner Nähe ein künstliches Magnetfeld erzeugen. Nur in diesem Fall können wir sagen, daß der repräsentationale Gehalt derart vom repräsentierten Gegenstand abhängt, daß man wie bei einer Wahrnehmung auf dessen Existenz schließen kann. Gerade deshalb ist die Möglichkeit einer Fehlrepräsentation hier aber ausgeschlossen: Der Nordpol des lokal stärksten Magnetfeldes befindet sich tatsächlich *immer* genau in der Richtung, in die das Bakterium schwimmt.¹⁰

Ich glaube, die Konsequenzen dieses Beispiels für unser Thema liegen auf der Hand: Eine kausale Theorie mentaler Repräsentation kann nur dann zugestehen,

¹⁰ Vorausgesetzt, daß etwas, das sich aus begrifflichen Gründen niemals als *Fehlrepräsentation* herausstellen kann, auch keine *Repräsentation* ist, kann es perfekte Repräsentationsbeziehungen also nicht geben. Das entspricht in der Sache der zweiten Prämisse des obigen Arguments. Das Argument ließe sich auch ohne diese Voraussetzung verteidigen, sofern man die zweite Prämisse wie folgt formuliert: „Wenn der Gehalt einer Repräsentation von der Existenz des Gegenstandes abhängt, auf den sie sich bezieht, dann kann es sich nicht um den Gehalt einer Wahrnehmung handeln.“

daß der Gehalt von Wahrnehmungen von der Existenz des wahrgenommenen Gegenstandes abhängt, wenn die Repräsentationsbeziehung *perfekt* ist. Aber wenn perzeptuelle Erfahrungen sich stets auf ihre *tatsächlichen* Ursachen beziehen würden, könnte es so etwas wie einen Wahrnehmungsirrtum nicht geben, was offenbar absurd ist.¹¹ Auch eine *kausale* Theorie mentaler Repräsentation kann also nicht zulassen, daß repräsentationale Gehalte in jener Weise von der Existenz der repräsentierten Gegenstände abhängen, wie dies für Wahrnehmungszustände charakteristisch ist. Wie es aussieht, muß ein Vertreter der RTM also auch die zweite Prämisse akzeptieren.¹²

V

Wie ich zu zeigen versucht habe, halten die beiden Prämissen des Arguments den naheliegendsten Gegeneinwänden stand. Aber natürlich lassen die kurzen Ausführungen, auf die ich mich hier beschränken mußte, viele weitergehende Fragen offen. Sollte das Argument gegen die RTM jedoch überzeugend sein, so würde das zunächst bedeuten, daß die Intentionalität *einiger* mentaler Zustände (z.B. von Wahrnehmungen) nicht auf repräsentationale Weise verstanden werden kann. Nun läßt sich der Gehalt von Wahrnehmungen zum Teil, vielleicht sogar vollständig, auch in propositionaler Form beschreiben (z.B. in Sätzen wie „Ich sehe, daß es regnet“). Diese Zuschreibungen sind zugleich die Rechtfertigungsbasis perzeptuell erworbener Überzeugungen („Ich glaube/weiß, daß es regnet“). Das aber setzt voraus, daß der intentionale Gehalt in beiden Fällen derselbe ist; denn andernfalls könnten die Überzeugungen nicht unter Hinweis auf die entsprechenden Wahrnehmungen gerechtfertigt werden.¹³ Da perzeptuell erworbene Überzeugungen wiederum die Basis vieler anderer Überzeugungen sind, dürfte es kaum möglich sein, das Scheitern der RTM auf einige spezielle Fälle von intentionalem Gehalt zu beschränken.¹⁴

Die disjunktive Konzeption perzeptueller Erfahrung eröffnet die Möglichkeit einer durchgängig nicht-repräsentationalen Konzeption des Mentalen. Eine solche Konzeption würde es erlauben, einer im Alltag selbstverständlichen, in der Philoso-

¹¹ Vor allem Fodor und Dretske haben deshalb viel Mühe darauf verwandt, zu zeigen, daß ihr Ansatz auch nicht-perfekte Repräsentationsbeziehungen zuläßt; vgl. z.B. Dretske 1986; Fodor 1990b; dazu Dennett 1987. Eine Alternative bestünde vielleicht darin, *innerhalb* einer disjunktiven Konzeption den Gehalt von veridischen Wahrnehmungen über perfekte Repräsentationsbeziehungen zu erklären, doch scheint mir nichts für eine solche Position zu sprechen: Wenn die disjunktive Konzeption richtig ist, zeigt sie gerade, wie man ohne Repräsentationen auskommt.

¹² Grundsätzlich gilt dieses Ergebnis auch für Searles Analyse intentionaler Zustände mit Hilfe von „Erfüllungsbedingungen“ (Searle 1983). Im Fall von Wahrnehmungen gehört zu diesen Erfüllungsbedingungen laut Searle u.a., daß der wahrgenommene Gegenstand existiert. Doch das bedeutet natürlich nicht, daß die Existenz dieses Gegenstands selbst eine notwendige Bedingung dafür ist, daß sich jemand in dem fraglichen Wahrnehmungszustand befindet.

¹³ Diese Konsequenz macht allerdings eine Ausweitung der disjunktiven Konzeption perzeptueller Erfahrung auch auf andere mentale Zustände wie Überzeugungen notwendig; vgl. dazu Collins 1987.

¹⁴ Das hier vorgebrachte Argument schließt allerdings nicht aus, intentionale Gehalte als Funktion einer (internen) mentalen Repräsentation und einem extern-kontextuellen (d.h.

phie aber lange als naiv verschmähten Auffassung wieder zu ihrem Recht zu verhelfen: daß nämlich Wahrnehmungen, affektive Einstellungen und viele andere intentionale Zustände sich *unmittelbar* auf ihre Gegenstände beziehen, ohne daß eine Repräsentation zwischen uns und dem Rest der Welt vermitteln müßte. Doch um diese Auffassung zu rehabilitieren, ist sicherlich mehr erforderlich als ein kurzes Argument gegen repräsentationale Theorien des Geistes.¹⁵

Literatur

- Child, W. 1992, Vision and Experience: The Causal Theory and the Disjunctive Conception. *The Philosophical Quarterly* Vol 42.
- Collins, A. W. 1987, *The Nature of Mental Things*, Notre Dame.
- Cummins, R. 1989, *Meaning and Mental Representation*, Cambridge (Mass.).
- Dennett, D. 1987, Evolution, Error, and Intentionality. In D. Dennett, *The Intentional Stance*, Cambridge (Mass.).
- Dretske, F. 1986, Misrepresentation. In *Belief*, ed. R. Bogdan, Oxford; wieder abgedruckt in Stich/Warfield 1994.
- Dretske, F. 1995, *Naturalizing the Mind*, Cambridge (Mass.).
- Fodor, J. 1975, *The Language of Thought*, Cambridge (Mass.).
- Fodor, J. 1987, *Psychosemantics*, Cambridge (Mass.).
- Fodor, J. 1990a, *A Theory of Content and Other Essays*, Cambridge (Mass.).
- Fodor, J. 1990b, A Theory of Content, II: The Theory. In Fodor 1990a.
- Fodor, J. 1994, *The Elm and the Expert*, Cambridge (Mass.).
- Grice, P. 1961, The Causal Theory of Perception. *Proceedings of the Aristotelian Society*, Suppl. Vol. 35.
- Hinton, J. M. 1973, *Experiences*, Oxford.
- Kemmerling, A. 1991, Mentale Repräsentationen. *Kognitionswissenschaft* 2.
- McDowell, J. 1982, Criteria, Defeasibility, and Knowledge. *Proceedings of the British Academy* 68.
- McDowell, J. 1986, Singular Thought and the Extent of Inner Space. In *Subject, Thought, and Context*, ed. J. McDowell/P. Pettit, Oxford.
- McGinn, C. 1982, The Structure of Content, in *Thought and Object*, ed. A. Woodfield, Oxford.
- Putnam, H. 1988, *Representation and Reality*, Cambridge (Mass.).
- Putnam, H. 1992, *Renewing Philosophy*, Cambridge (Mass.).
- Schuhmacher, R. 1997, Philosophische Theorien mentaler Repräsentation. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 45.
- Searle, J. 1983, *Intentionality: An Essay in the Philosophy of Mind*, Cambridge.
- Snowdon, P. 1981, Perception, Vision, and Causation. *Proceedings of the Aristotelian Society* 81.
- Sterelny, K. 1990, *The Representational Theory of Mind*, Oxford.
- Stich, St. 1983, *From Folk Psychology to Cognitive Science*, Cambridge (Mass.).
- Stich, St./Warfield, T.A. (eds.) 1994, *Mental Representation. A Reader*, Oxford.
- Strawson, P.F. 1979, Perception and its Objects. In *Perception and Identity*, ed. G.F. MacDonald, London.

kausalen oder sozialen) Faktor zu betrachten (vgl. etwa die Unterscheidung zwischen *broad* und *narrow content* bei Fodor 1975, McGinn 1982, Fodor 1987). Eine solche „bifurcation of content“ ist jedoch schwerwiegenden Einwänden ausgesetzt (vgl. z.B. Stich 1983, McDowell 1986, Putnam 1988, Kemmerling 1991); auch Fodor selbst hat sie inzwischen aufgegeben (vgl. Fodor 1994).

¹⁵ Für zahlreiche wichtige Hinweise und Verbesserungsvorschläge zu früheren Fassungen dieses Textes danke ich Andreas Kemmerling, Matthias Paul, Michael Quante, Rosemarie Rheinwald und Ralph Schumacher.